



Leseprobe aus Winkens, Zehn Kennzeichen von Supervision
in der Jugendhilfe,

ISBN 978-3-7799-6444-5 © 2022 Beltz Juventa in der
Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6444-5](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6444-5)

Inhalt

Vorwort	7
1 Einleitung und Zielsetzung	9
2 Zur (Un-)Möglichkeit einer Beschreibung von Supervision	13
3 Eine kurze Historie zur Entwicklung von Supervision im Kontext der Jugendhilfe	15
4 Zehn typische Merkmale von Supervision in der Jugendhilfe	28
4.1 Berufs-, Arbeits- und Organisationsbezogenheit	29
4.2 Interdisziplinäre Mehrperspektivität	32
4.3 Komplexitätsbewältigungskompetenz	38
4.4 Arbeitsfeldkenntnis	44
4.5 Reflexivität	52
4.6 Kooperations- und Koproduktionscharakter	60
4.7 Verständigungsorientierung und Verstehen	67
4.8 Zeitlich, räumlich exzentrischer Ort	70
4.9 Beratungs- und Dreieckskontrakt	74
4.10 Ziel-, Werte- und Normenorientierung	79
5 Zur Unterscheidung von typischen Supervisionsformaten	92
5.1 Fallsupervision	92
5.2 Teamsupervision	103
5.3 Leitungssupervision	111
5.4 Organisationssupervision	113
5.5 Lehr- und Kontrollsupervision	116

6	Abgrenzung zu anderen Beratungsformaten	119
6.1	Intervision	119
6.2	Coaching	120
6.3	Organisationsentwicklung	123
7	Risiken und Nebenwirkungen	125
8	Tipps zum Scheitern von Supervision	130
9	Ausblick und Schluss	132
	Abkürzungsverzeichnis	134
	Literatur	135

1 Einleitung und Zielsetzung

Seit etwa einhundert Jahren werden PädagogInnen der Sozialen Arbeit durch SupervisorInnen begleitet, ausgebildet und fachlich qualifiziert. Mit circa 30 000 Einrichtungen (Statistisches Bundesamt 2016) und etwa 836 000 Mitarbeitenden (Fendrich et al. 2018) bildet die Jugendhilfe das größte, historisch stark angewachsene Arbeitsfeld innerhalb der Sozialen Arbeit in Deutschland. Im Vergleich zur Autoindustrie mit zuletzt 820 000 Beschäftigten (Peitsmeier 2019) erscheint die Jugendhilfe schon in rein quantitativer Betrachtung als relevanter Funktionsbereich unserer Gesellschaft.

In einem Parallelprozess, der in Kapitel 1 ausgeführt wird, weist auch die Beratungsform Supervision eine kontinuierliche Expansion und Ausdifferenzierung auf. Inzwischen haben sich in ihrem größten Dachverband, der Deutschen Gesellschaft für Supervision (DGSv), circa 4.000 Mitglieder zusammengeschlossen, die sich wiederum dem europäischen Dachverband, der Association of National Organisations for Supervision in Europe (ANSE) mit ihren 22 Mitgliedsländern (Stand 2014) sowie auch der Deutschen Gesellschaft für Beratung e.V. (DGfB), einer Dachorganisation mit 23 Beratungsverbänden, für zugehörig erklärt haben.

Schon aus dieser zahlenlastigen Perspektive zweier wachsender Berufsfelder erscheint es im Berufsalltag von PädagogInnen und im Beratungsalltag von SupervisorInnen plausibel, dass das gegenseitige Wissen über das hoch heterogen praktizierte Beratungsformat Supervision auf der einen und das vielschichtige Arbeitsfeld Jugendhilfe auf der anderen Seite, in einen jugendlichem Terminus gefasst, „übersichtlich“ sein muss. Daran scheinen auch die Versuche der verschiedenen Dachorganisationen und Verbände, Supervision in ihre je eigenen Standards zu kleiden und damit die Deutungshoheit über dieses Format zu erlangen, sowie eine durch unterschiedlichste Trägerorga-

nisationen angetriebene Welle von Qualitätsstandards der Jugendhilfe nicht sehr viel geändert zu haben.

Neben einer langen, guten Nachbarschaft beider Fachdisziplinen und gemeinsamen Wurzeln in der Historie der Sozialen Arbeit modifizierten sich durch das Einwirken unterschiedlichster wissenschaftlicher, theoretischer und handlungspraktischer Strömungen gleichlaufend das Selbstverständnis und die Gegenstandsbeschreibungen.

Heute führt die theoretisch-praxeologische Vielfalt der Supervision dazu, dass eine Vielzahl von Definitionen koexistiert und jede/-r SupervisorIn zumindest ein leicht unterschiedliches Verständnis dieser beruflichen Qualifizierungsform zu haben scheint. Supervision kann so im positiven Sinne als kreativer und individueller Ansatz gedeutet oder, wie der Soziologe Rolf Haubl (2017, S. 349) anführt, als ein irreduzibles und nicht standardisierbares Stück „Kunst“ verstanden werden. Wege zur Lösung hoch individueller wie auch organisationsspezifischer Fragestellungen erscheinen eben nur begrenzt verallgemeinerbar und in allgemeingültigen Standards fassbar.

Zugleich braucht es im drängenden Berufsalltag von PädagogInnen der Jugendhilfe eine stets erneuerte gemeinsame Verständigung darüber, was dieses Format ausmacht – und besonders, was alles nicht. Dieses Wissen kann als notwendige Voraussetzung einer weiteren Professionalisierung beider eng miteinander verknüpfter Fachrichtungen verstanden werden.

Um in der Metapher der Nachbarschaft zu bleiben, hat dieser Band das Ziel, die Tür zum Nachbarn einmal kurzzeitig zu öffnen und aus den inflationären Beschreibungen einer professionellen Beratungsform einige relevante Kernpunkte herauszugreifen – mit dem Ziel, die gegenseitige Kenntnis zum Nutzen beider Berufsfelder grenzüberschreitend zu erhöhen. Sicherlich hat die angesehene Supervisorin Brigitte Hausinger mit ihrer Auffassung Recht, dass der Versuch, Supervision in Kurzform zu beschreiben, scheitern muss. Gerade auch in Kombination mit einem der drei ‚unmöglichen‘ Berufe, in dem Fall der ErzieherInnen, erscheint das Scheitern vorprogrammiert.

Hier könnten wir das Buch schließen oder uns auf ein wesentliches gemeinsames Kriterium von Jugendhilfe und Supervision besinnen: die

Ergebnisoffenheit jeglichen erzieherischen und beraterischen Bemühens. Ob in der dialogischen Koproduktion von SupervisorInnen und SupervisorInnen oder im pädagogischen Bezug zwischen Pädagogen und KlientIn: Es bleibt immer fraglich und oft überraschend, was bei den gemeinsamen Bemühungen herauskommt. Wird schließlich ein anvisiertes Ziel erreicht, bleibt die Zurechenbarkeit der Interventionen in diesen überaus komplexen Systemen anspruchsvoll. Eine selbstbewusste Behauptung einer Ursache-Wirkungs-Kette erscheint im seltensten Fall belastbar. Diese Spannung durch die Offenheit des Resultats motiviert nicht nur alltäglich SupervisorInnen, sondern bildet einen wichtigen Motivationsstrang zur Entstehung dieses Buches.

Von der Nichtvorhersagbarkeit bleibt auch der hier vorgenommene Kunstgriff, die Erkennbarkeit von Supervision auf zehn Punkte zu reduzieren, nicht ausgenommen – ebenso wenig wie die überbordende Vielfalt der Anwendungsfelder von Supervision auf die Jugendhilfe einzuschränken. An dieser Stelle bewährt sich schließlich ein alltagstauglicher Tipp zum Umgang mit Vielschichtigkeit oder moderner ‚Komplexität‘: anfangen und ausprobieren – in kleinen Schritten, entlang dem Motto „man erfährt, was man versucht“. Falls zum Schluss die PraktikerInnen der Jugendhilfe den Vorwurf formulieren, das Buch sei zu theoretisch und die WissenschaftlerInnen anmerken, der Inhalt sei zu alltäglich, dann liegt der Versuch, ein komplexes Thema handhabbar zu machen, wohl auf der genau richtigen Ebene.

Dieses Praxisbuch basiert auf der Dissertation des Autors, die im Januar 2020 abgeschlossen und ebenfalls im Verlag Beltz Juventa unter dem Titel „Fallsupervision in der Intensivpädagogik“ veröffentlicht wurde. Der leichten Lesbarkeit halber wurde auf diesen generellen Quellenhinweis im Text verzichtet.

Mein Dank gilt dem Lektor des Verlags Beltz Juventa, Jakob Zey, der mich unermüdlich motiviert hat, nach der Langstrecke der Promotion ein Handbuch zur Supervision für PraktikerInnen in der Jugendhilfe zu schreiben und damit Erkenntnisse aus der wissenschaftlichen Erforschung dieses professionellen Beratungsformats lesbar, handhabbar und für Pädagogen nutzbar zu machen; ebenso meinem Doktorvater Professor Philipp Walkenhorst, einem Wissenschaftler, der ge-

wohnheitsmäßig über den Tellerrand seiner Disziplin schaut und nicht aus dem Blick verliert, dass sich der Wert wissenschaftlicher Erkenntnisse zuvorderst an dem Nutzen für die AdressatInnen der Jugendhilfe bemisst. Zuletzt danke ich unserem wunderbaren Nachwuchs, der mit seinen existentiell forschenden Fragen dafür sorgt, Supervision und Soziale Arbeit in eine alltagstaugliche Sprache zu bringen. So verhilft die Jugend der Supervision wie auch der Jugendhilfe zu einem besseren Eigenverständnis.

Herbert Winkens, Köln im Juni 2021

2 Zur (Un-)Möglichkeit einer Beschreibung von Supervision

Eine Beschreibung des Forschungsgegenstandes Supervision wurde historisch vielfach vorgenommen. Grundlegend besteht bis zum heutigen Tag noch keine umfassende, systematische und von PraktikerInnen wie WissenschaftlerInnen anerkannte Theorie der Supervision, die auf dem „aktuellen Stand der Empirie wie der Theoriebildung ist“ (Buer 2017, S. 43). Entsprechend fehlt damit noch ein einheitliches und systematisches Bezugssystem, eine allgemeine Theorie, für eine wissenschaftliche Fassung des Gegenstandes (vgl. Belardi 1998, S. 123; Enzmann/Kleiber 1989, S. 187; Hausinger 2008c, S. 22 f.). Analog wird Supervision immer noch als „schillernder Gegenstand“ (Möller 1996, S. 104) deklariert, dessen Selbstdefinitionen als „mythenanfällig“ (Allert 1998, S. 25) anzusehen sind. Auch wird der Versuch, Supervision in Kürze zu beschreiben, treffenderweise von der Supervisorin Brigitte Hausinger als „aussichtsloses Unterfangen“ (Hausinger 2011, S. 2) eingestuft. Ebenso wird bis heute neben anderen BeraterInnen auch von der Psychoanalytikerin Gitta Binder-Klinsing zu Recht behauptet: „Supervision ist nicht definierbar, sondern realisiert sich nur situativ und abhängig vom Kontext“ (Binder-Klinsing 2016, S. 24) – in diesem Fall in den hoch unterschiedlich strukturierten und konzipierten Einrichtungen und Teams der Jugendhilfe.

Auf der Praxisebene ist zu beobachten, dass die Wissensbestände über die Möglichkeiten und Grenzen der Supervision oftmals nicht ausreichend gegeben sind, sondern eher fragmentiert und von Zufälligkeiten abhängig erscheinen (vgl. Winkens 2016, S. 115). So kumuliert die Herausforderung einer Beschreibung von Supervision auf der wissenschaftlich-theoretischen Ebene mit den Verständigungsbemühungen in der Alltagspraxis der Jugendhilfe. Auch der Umstand, dass Supervision vor allem im größten Teilgebiet der Jugendhilfe, den Hilfen zur Erziehung, mehrheitlich in den Konzepten der Einrichtungen festge-

schrieben (vgl. Bergknapp 2011, S. 63) wird, scheint daran nichts zu verändern – ebenso wenig wie die Bewertung von Supervision als fester „Bestandteil einer professionellen Haltung“ (Macsenaere/Esser 2015, S. 83). In der Praxis der Supervision führt dies zu einem hoch divergenten Aushandlungsprozess zwischen SupervisandInnen und SupervisorInnen, welche Ziele und Zwecke durch den Beratungsprozess erreichbar sein sollen. Zumeist sind diese verschiedenen Vorstellungen von Supervision das Resultat der Reflexion bereits durchlaufener Beratungsprozesse oder der eigenen Reflexion praktischen Handelns. Dieses in Kapitel 4.9 erläuterte Vorgehen, das idealerweise in einen gemeinsam getragenen Kontrakt mündet, kann durchaus als eine handhabbare, Komplexität reduzierende Lösung angesehen werden. Zur Varianz des Supervisionsbegriffs trägt sicherlich bei, dass eine Vielzahl unterschiedlichster Beschreibungen von Supervision vorliegen, die sich auf je verschiedene theoretische wie handlungsorientierte Konzepte und wissenschaftliche Orientierungen beziehen (vgl. Buer 2017, S. 43). Die Mehrzahl gründet auf interdisziplinäre und methodenübergreifende Wissensbestände der Bezugswissenschaften und Fachdisziplinen der Sozialen Arbeit wie Pädagogik, Heilpädagogik, Psychologie, Soziologie und Philosophie. Diese Konzepte stammen zumeist von PraktikerInnen oder WissenschaftlerInnen, die Supervision selbst praktisch anwenden und aus diesen angewandten „Operationen [die] Wissen erzeugen“ (Fischer 2010, S. 17). Supervision wird auf dieser Grundlage, so der Sozialwissenschaftler Ferdinand Buer, zugleich theoretisch hergeleitet und begründet (vgl. Buer 2017, S. 43). Dabei werden die gegenseitigen Bedingtheiten zwischen den Ebenen „Forschung, Theorie und Praxis als wechselseitig, interaktiv, produktiv, zirkulär“ (Pühl 2017, S. 47) verstanden. Nach der Supervisorin Heidi Möller resultiert daraus, dass sich Supervision „interdisziplinär, multi-theoretisch und multipragmatisch“ formiert, wodurch die Unmöglichkeit einer konkretisierenden Beschreibung von Supervision erneut erahnt werden kann und zugleich durch die Kennzeichnung der Psychologin widerlegt wird (vgl. Möller 2012, S. 291).

3 Eine kurze Historie zur Entwicklung von Supervision im Kontext der Jugendhilfe

Bei aller Vielfältigkeit der Herkunft, des Verständnisses und der damit einhergehenden Ambivalenzen und Paradoxien der Auffassung über Supervision soll ein kurzer Blick in die Entstehung dieses Beratungsformats dazu dienen, sich dieser professionellen Unterstützungsform anzunähern. Ausgehend von dem Fachterminus „Supervision“, der sich aus dem Begriffspaar „super“ (lat. ‚oben‘, ‚darüber‘) und „visio“ (lat. ‚sehen‘) (vgl. Belardi 1998, S. 34) zusammensetzt, ist allgemein festzuhalten, dass ein „Überblick“ (Belardi 1998, S. 34), eine „Übersicht“ (Pühl 2017, S. 12) oder eine „Metaperspektive“ (Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge 2017, S. 896 f.) im Kontakt zwischen den AnwenderInnen von Supervision, den SupervisorInnen und den InhaberInnen der Komplementärrollen, den SupervisandInnen, angestrebt wird.

Historisch leitet sich die Verwendung des Begriffs Supervision vorrangig aus den Terminologien der Fachbereiche der allgemeinen Wohlfahrtspflege der Sozialen Arbeit sowie der Psychologie ab (vgl. Buer 2017, S. 44; Knaier 2017, S. 87; Weigand 2017, S. 104). So wurde Supervision Ende des 19. Jahrhunderts zunächst als „Oberaufsicht von freiwilligen Helfern und Berufsanfängern“ (Buer 1999, S. 70; vgl. auch Knoll 2010, S. 134) in amerikanischen und später englischen wohlfahrtsstaatlichen Einrichtungen verstanden und durch Vorgesetzte praktiziert, hier zuvorderst in einer Bedeutungszuschreibung der „Erziehung und Kontrolle des Personals“ (Buer 1999, S. 70). Dieses Rollenverständnis wird auch in den 1950er Jahren noch von einer der Pionierinnen der Sozialen Arbeit in den Niederlanden, Marie Kamphuis, vertreten. Supervision soll nach ihrer Auffassung allerdings nicht nur die technisch-methodische Seite der Hilfeebringung beurteilen, son-

dern auch zur Schulung der Persönlichkeit und der „Suche nach der richtigen emotionalen Einstellung“ (Kamphuis 1950, S. 27) zu den KlientInnen dienen. Auch in diesen frühen Beschreibungen wird unmittelbar deutlich, wie umfassend der Selbstanspruch dieses Beratungsformats ausfällt.

Wird dieses Verständnis mit einer heutigen Beschreibung wie der des systemtheoretisch ausgerichteten Soziologen Helmut Willke kontrastiert, kann erahnt werden, welche Entwicklungen der Gegenstand Supervision, aber auch die zugrunde gelegten Wissenskonzepte und Anwendungsfelder durchlaufen haben:

„Supervision lässt sich als eine Tätigkeit definieren, die es Akteuren ermöglicht, innerhalb eines komplexen Interaktionsrahmens blinde Flecken, verborgene Bedeutungen und verdeckte Optionen zu erkennen, und zwar durch das Aufzeigen zusätzlicher Perspektiven und Optionen“ (Willke 2012, S. 3).

Während nach dem damaligen Verständnis von Supervision Kontrolle und Aufsicht durch ein explizites Machtverhältnis zwischen SupervisorIn und SupervisandIn und damit eine Verengung auf fachlich erwünschtes Verhalten beschrieben wird, liegt circa ein Jahrhundert später der Fokus gegenteilig auf dem Zuwachs an Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns und einer Verbreiterung und Vervielfachung von Wahrnehmungsperspektiven. Hier wird zudem deutlich, dass sich nicht nur die Beschreibungen des Gegenstands, die Supervision selbst, sondern in einem Parallelprozess auch die jeweiligen Praxisfelder, auf die sich Supervision in ihrer Anwendung bezieht – die sozialen, psychologischen, psychotherapeutischen und pädagogischen Arbeitsfelder – weiter ausgebildet, entwickelt und ausdifferenziert haben. Als Hinweis für die hohe Pluralität und Diversität, auf die sich die Gegenstandsbeschreibungen beziehen, sollen hier nur ausschnitthaft einzelne weitere Entwicklungslinien skizziert werden.

So etablierte sich Supervision in Deutschland erst in den 1960er Jahren, gekoppelt an die Vermittlung von Theorien und Methoden Sozialer Arbeit aus dem angelsächsischen Kulturkreis, zunächst als Praxisanleitung im Ausbildungskontext der sich neu gründenden Ausbildungsstätten, der Fachschulen und später Fachhochschulen von Sozi-

alarbeiterInnen bzw. inzwischen den Hochschulen für angewandte Wissenschaft (vgl. Belardi 1998, S. 35; Buer 1999, S. 71). Hier wurde unter Supervision zunächst noch vorrangig fachliche Wissensvermittlung, Anleitung, aber auch Kontrolle des Gelernten und damit die Sicherung professioneller Standards verstanden (vgl. Buer 1999, S. 71). Auf der Makroebene, im Binnenverhältnis zwischen den Fachdisziplinen Soziale Arbeit und Supervision, kann konstatiert werden, dass die Entwicklung der Supervision als eigenständiges Beratungsformat hochgradig mit der „erfolgreichen Professionsentwicklung der Sozialen Arbeit“ (Galdynski/Kühl 2009, S. 19) verwoben ist und die Soziale Arbeit als „Saatbeet“ (Schütze 1992, S. 166) und „Ursprungsland der Supervision“ (Heltzel/Weigand 2014, S. 52) angesehen wird. Gilt die besondere Nähe, wie die Zeitschrift „Supervision“ in ihrer zweiten Ausgabe von 2017 pointiert mit „Ziemlich beste Freundinnen?“ fragt, besonders für die Entstehungsgeschichte beider Fachrichtungen, weist auch heute noch der Großteil der SupervisorInnen einen Grundberuf aus dem Berufsfeld der Sozialen Arbeit auf (vgl. Geißler-Piltz et al. 2017, S. 2).

Rückblickend auf die Entwicklung von Supervision konzipierte in den 1960er Jahren der Analytiker Michael Balint analog zum ursprünglichen Verständnis von Supervision in der Sozialen Arbeit psychotherapeutisch orientierte Gruppenmodelle für die Qualifizierung praktisch tätiger Ärzte (vgl. Balint 1964/1991, S. 154) und erforschte in seinen Seminaren das Arzt-Patienten-Verhältnis. So schulte er beispielsweise die Teilnehmenden in der „Kunst zuzuhören“ (Balint 1964/1991, S. 171) und ihr „eigenes Gefühlsleben [...] als therapeutisches und diagnostisches Instrumentarium zu benutzen“ (Luban-Plozza 1984, S. 10). Damit schuf Balint ein anerkanntes praxisorientiertes Konzept, das wesentlich das Verständnis von Gruppendynamik und damit von berufsbezogener Gruppensupervision wie auch später von Teamsupervision beeinflusste (vgl. Belardi 1998, S. 29; Werling 2018, S. 635 f.).

Bereits ab den 1930er Jahren erfolgte in den Vereinigten Staaten durch die Psychologie und im Besonderen die Psychoanalyse ein stärkerer Einfluss auf die Ausbildung von SozialarbeiterInnen, indem psy-

chologische Erklärungsmuster für soziale Probleme vermittelt wurden und methodisches Wissen der Einzelfallhilfe um psychologische Verstehensmöglichkeiten erweitert wurde (vgl. Belardi 2002, S. 20 f.). Auch diese Anreicherung wurde von der Supervision aufgenommen, sodass soziale Prozesse fortan stärker psychischen Dispositionen und Begründungen zugerechnet wurden (vgl. Allert 1998, S. 27). Besonders in den tiefenpsychologisch orientierten Supervisionsausrichtungen fanden die vor allem durch den Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud, ausgearbeiteten psychoanalytischen Konzepte Anwendung. Hier sind beispielsweise die Analyse von Übertragungs- und Gegenübertragungsmustern zu nennen, die inzwischen zum Allgemeingut und zur Alltagssprache in psychosozialen beruflichen Zusammenhängen geworden sind. Dabei wird unter anderem davon ausgegangen, dass lebensgeschichtlich frühere Beziehungsmuster, Gefühle und Einstellungen seitens der KlientInnen auf die SupervisandInnen übertragen und damit aktualisiert werden. Ebenso ergeben sich nach diesem Konzept Übertragungs- und Gegenübertragungsmuster auf der Ebene der SupervisandInnen und SupervisorInnen. Nach diesem Denkmodell werden diese Prozesse durch Bewusstmachung zugänglich und können im Sinne einer Erweiterung der Selbstkenntnis der SupervisandInnen genutzt werden (vgl. Freud 1938/1981, S. 33 f.). Dadurch kann es, nach dem Konzept des Begründers der Phänomenologie Edmund Husserl, zu einer Erweiterung des „mehr oder weniger klar Mitgegenwärtigen und Bestimmten“ (Husserl 1913/2010, S. 132) kommen, indem innerhalb der Supervision unbewusste Inhalte der SupervisandInnen vor einem „dunkel bewussten Horizont unbestimmter Wirklichkeit“ (Husserl 1913/2010, S. 132) offenbar werden. Auch dieses Verständnis führte zu einer entsprechenden Modifikation der Auffassung vom Gegenstand der Supervision (vgl. Belardi 1998, S. 21; Hausinger/Volk 2013, S. 2; Willke 1997, S. 43).

Ab dem Jahr 1969 wurde Supervision als „Experiment methodischer Sozialarbeit“ von der neu gegründeten Akademie für Jugendfragen in Münster durch die Sozialarbeiter und Supervisoren Wolfgang Weigand und Gerhard Leuschner vermittelt (vgl. Gröning 2013, S. 87 f.), mit einem Fokus auf sozialer Gruppenarbeit, unterstützt durch die sich pa-

parallel entwickelnden Ansätze der Gruppendynamik (vgl. Belardi 1998, S. 28). Schon früh, während sich Supervision zunehmend institutionalisierte und von verschiedenen Fortbildungsinstituten mit divergierenden weltanschaulich-theoretischen Perspektiven angeboten wurde, zeigten sich recht unterschiedliche Vorstellungen über die Inhalte, Zielsetzungen, Methoden und Formate von Supervision (vgl. Gröning 2013, S. 101 f.). Dieser Grad an Unterschiedlichkeit der Supervision wurde durch eine weitere methodisch-theoretische Herkunft noch weiter verstärkt. Hier sind die unterschiedlichen psychotherapeutischen Schulen, aus denen je verschiedene Supervisionsformen hervorgingen, zu nennen. Für die Entwicklung der Supervision relevant werden die psychoanalytischen, verhaltenstherapeutischen, gruppendynamischen, gestalttherapeutischen, psychodramatischen und derzeit vor allem systemischen, familientherapeutischen Methoden- und Theoriekonzepte benannt. Auffallend ist hierbei, dass jede Schule mit einem je eigenen Begriffsverständnis von Supervision aufwartet. Besonders seit Mitte der 1960er Jahre fanden psychologische und psychotherapeutische Fragestellungen eine steigende Popularität und ein hohes gesellschaftliches Interesse (vgl. Kury 2011, S. 141 f.). Dieser Trend war in sämtlichen psychosozialen Beratungsansätzen und damit auch in der Supervision auszumachen. Belardi stellt schließlich fest, dass „beinahe jede therapeutische Richtung eine eigene Variante von Supervision anbiete[t]“ (Belardi 1998, S. 134).

Zugleich haben sich die unterschiedlichen, auf psychotherapeutischen Methoden beruhenden Konzepte nicht als einzelne dominante Theoriemodelle gegenüber der Supervision erwiesen und auf diesem Wege die entstehende Vielfältigkeit reduziert. Stattdessen werden die theoretisch-methodischen Zugänge je nach Beratungsrahmen und Praxiskontext in verschiedener Gewichtung oftmals nebeneinander auf die Praxisfragen der SupervisandInnen angelegt (Möller 2012, S. 43 ff.). Zugleich wird die damit einhergehende „Therapeutisierung“ von Supervision vielfach kritisiert, da sie die SupervisandInnen infantilisiere, die Abhängigkeit von den BeraterInnen verstärke und den Prozess klinifiziere, anstatt Beratung als advokatorische Profession zu verstehen (vgl. Gröning 2016, S. 14 ff.). Die Supervisorin Astrid Schreyögg

bemerkt mit Blick auf das Format der Teamsupervision dazu pointiert an, „dadurch mutierte das jeweilige Team zu einer therapeutischen Ausbildungsgruppe“ (Schreyögg 2010, S. 185). Zudem fänden die strukturellen, formalen und organisationsbezogenen Perspektiven der Arbeitsprozesse nicht ausreichend Berücksichtigung (vgl. Schreyögg 2010, S. 185).

Als weitere relevante Einflussgröße für die Gegenstandsbeschreibung des Begriffs Supervision ist auch die Mitte der 1980er Jahre international erste Gründung eines Studiengangs der Supervision an der Gesamthochschule Kassel anzusehen. Damit wurde Supervision erstmalig deutlicher an einen wissenschaftlichen Diskurs und somit wissenschaftlichen Kriterien wie beispielsweise ein systematischeres Vorgehen, Versuche der Verobjektivierung und Standardisierung angebunden. Diese Aspekte fanden entsprechend stärker in der Konzeptionierung des Gegenstandes Supervision Berücksichtigung (vgl. Buer 1999, S. 71).

Einen ähnlich bedeutsamen Einfluss auf das Verständnis und die Begriffsbildung der Supervision wird der Gründung des ersten, bis heute größten Berufsverbandes, der Deutschen Gesellschaft für Supervision (DGSv), im Jahr 1989 zugeschrieben. Auch modifizierte die Gründung einer Vereinigung von fünf nationalen Supervisionsverbänden in der „Association of National Organisations for Supervision in Europe“ (ANSE) im Jahr 1997 das Begriffsverständnis von Supervision. Die Verbände reklamieren ihrerseits für sich, den Gegenstand über die Festlegung standardisierter Kriterien beschreiben und gegenüber konkurrierenden Gegenstandsbestimmungen abgrenzen zu können (vgl. ANSE 2015; DGSv 2012, S. 8; Van Kessel 2005, S. 5).

Zur Historie der Supervision gehört auch die sukzessive Vervielfältigung ihrer Einsatzfelder und Konzepte durch die eigene, kontinuierliche Expansions- und Entwicklungstendenz dieser Beratungsform. Dieser Trend zeigte sich in Form jeweils modifizierter, immer spezifischerer Anwendungsformate. Während Supervision zunächst auf die Reflexion der Arbeit mit einzelnen KlientInnen von SozialarbeiterInnen und PsychotherapeutInnen ausgerichtet war, erweiterte sich der Schwerpunkt auf die beruflichen Persönlichkeiten der SupervisandIn-

nen selbst, deren Kontakt und Zusammenarbeiten in Gruppen sowie in Teams von Organisationen (vgl. Kühl 2008, S. 154).

Analog versuchte die Supervision in den 1990er Jahren neue Anwendungsfelder wie die Beratung ganzer Organisationen zu besetzen. Hier hob sie – gegenläufig zu einer häufig vorgenommenen individuellen Zuschreibung von Problemlagen – stärker auf den organisationalen Kontext und dessen Bedeutung als „dritte Perspektive“ (Rappe-Giesecke 2002, S. 29) ab. Für diese Ausweitung der Formatvielfalt und der Differenzierung von Supervision steht beispielhaft das Konzept der Organisationssupervision der österreichischen Supervisorin Angela Gotthardt-Lorenz. Diese Form der Supervision, die über den Bereich der Sozialen Arbeit hinweg Anwendung findet, sieht regelmäßige Treffen von Leitenden und Mitarbeitenden vor, die zu dem Ziel genutzt werden, zu einer „Verbesserung der Organisationskultur“ (vgl. ANSE 2015, S. 27; Gotthardt-Lorenz 2014, S. 30 f.) beizutragen.

Zunehmend wurden in den supervisorischen Arbeitsrahmen Leitungs-, Qualitätsmanagement- und Steuerungsfragen sozialer Organisationen aufgenommen. Auch durch dieses inhaltliche Anwendungsfeld erhöhte sich die Vielgestaltigkeit von Supervision und erforderte bei den SupervisorInnen zusätzliches betriebs- und organisationswissenschaftliches Wissen wie auch profunde Kenntnisse in Sozialmanagement (vgl. Belardi 1998, S. 129). War Supervision, wie oben angeführt, ursprünglich ein auf den wohlfahrtsstaatlichen und psychotherapeutischen Bereich begrenztes Beratungskonzept, erweiterte sie sich sukzessive auch auf gewinn-, markt- und kapitalorientierte Unternehmen und deren Strukturen, Teams und RollenträgerInnen (vgl. Galdynski/Kühl 2009, S. 12; Gröning 2016, S. 59).

So kann festgehalten werden, dass sich historisch nicht nur der Komplexitätsgrad des Anwendungsfeldes von Supervision, sondern auch die Vielschichtigkeit der Beratungsform selbst stetig steigerte.

Gleichlaufend mit diesem Trend veränderten sich auch die Beschreibungen und das Selbstverständnis von Supervision. Die Auffassungen, was unter Supervision zu verstehen ist, erreichten immer höhere Allgemeinsgrade, damit alle Anwendungsfelder und Konzepte mit eingeschlossen werden konnten. Dabei wurden die historisch früheren

Auffassungen in eine Art Synthese aufgenommen. Während der Supervisor und einer der wesentlichen Chronisten der Supervision in Deutschland, Nando Belardi, im Jahr 2001 noch feststellt, „unter Supervision versteht man heute die berufsbezogene Beratung und Weiterbildung von Fachkräften des Sozialwesens“ (Belardi 2002, S. 9) und damit andere Berufs- und Anwendungsfelder noch ausklammert, heißt es 2015 in einem gemeinsamen Glossar der europäischen Verbände von Supervision und Coaching verallgemeinernd: „Supervision berät die Interaktion von Personen, beruflichen Anforderungen und Organisationen“ (ANSE 2015, S. 8).

In die gleiche Richtung argumentierend, weist die Deutsche Gesellschaft für Supervision (DGSv) bereits 1995 darauf hin, dass das Verständnis von Supervision als Beratungsmethode im Feld sozialer und pädagogischer Arbeit eher traditionell sei (vgl. Belardi 2002, S. 136). In ihrer Gegenstandsfassung von 2012 bezieht sich die DGSv dann konsequent auf die „Arbeitswelt“ im Gesamten, nicht ohne die aus ihrer Sicht wissenschaftliche Fundierung und normative Orientierung zu deklarieren und ein Wirkungsversprechen abzugeben:

„Supervision ist ein wissenschaftlich fundiertes, praxisorientiertes und ethisch gebundenes Konzept für personen- und organisationsbezogene Beratung in der Arbeitswelt. Sie ist eine wirksame Beratungsform in Situationen hoher Komplexität, Differenziertheit und dynamischer Veränderungen. In der Supervision werden Fragen, Problemfelder, Konflikte und Fallbeispiele aus dem beruflichen Alltag thematisiert“ (DGSv 2012, S. 8).

Helmut Willke, ein Soziologe und Vertreter der Systemtheorie, empfiehlt schließlich im Jahr 2012, die Kompetenzen des Beratungsformats Supervision angesichts „ausgedehnter Finanz-, Steuer- und Wirtschaftskrisen“ zur „Verbesserung gesellschaftlicher und politischer Reflexion“ in allen gesellschaftlichen Funktionssystemen, im Besonderen auch der Politik zu nutzen (Willke 2012, S. 3). Diese Empfehlung fundiert auf seinem Theoriekonzept, das er bereits 1997 in seinem Buch „Supervision des Staates“ darlegt (vgl. Willke 1997, S. 41 ff.).

In Anbetracht dieser von Ferdinand Buer sogenannten „horizontalen Expansionen“ (Buer 2017, S. 40) ist kritisch anzumerken, dass die Ver-

vielfältigung der Anwendung von Supervision nicht nur von einem fachlichen Diskurs angetrieben wurde. Hier muss in kritischer Haltung gegenüber der Supervision gesehen werden, dass auch ökonomische, politische und machtorientierte Interessen der Dachverbände und deren Mandatsfunktion die Expansionspolitik vorantreiben. Buer führt hier ironisierend an, dass eine Beschreibung von Supervision so umfassend sein muss, „um genügend Tätigkeiten darunter zu subsumieren, die den Unterhalt sichern können“ (Buer 2017, S. 50).

Während der letzten drei Jahrzehnte wurde Supervision zunehmend empirisch erforscht und nach wissenschaftlichen Kriterien beschrieben und beurteilt. Dies zeigt sich unter anderem an der stets wachsenden Anzahl von systematischen, die Wirkung von Supervision evaluierenden Studien (vgl. Frosch et al. 2018, S. 387; Hausinger 2008a). Dieser Trend entspricht auch der Forderung nach weiterer Professionalisierung und damit einhergehender begründeter wissenschaftlicher „Legitimation von Expertenwissen und akademischer Beglaubigung“ (Moldaschl 2009, S. 24) von Beratung (vgl. Hausinger 2009, S. 181). Diese Perspektive löst die verbandlichen Definitionen von Supervision und deren Definitionsvielfalt mit den je eigenen Rationalitäten, Logiken und Gültigkeiten sukzessive ab.

Nach wie vor ist aber Supervision selbst keine Wissenschaft und hat noch keine eigene Fachdisziplin ausgebildet (vgl. Bruns/Stern 2014, S. 25), sich aber auch keiner einzelnen wissenschaftlichen Disziplin untergeordnet (vgl. Binder-Klinsing 2016, S. 29; Buer 2017, S. 44). Zugleich entsteht zunehmend ein deutlicher berufspolitischer Druck zu einer systematischen, einheitlichen Theorie- und Definitionsbildung. Vielfach wird argumentiert, dass sich Supervision stärker auf ihren eigenen Gegenstand beziehen und durch eine kontinuierliche Selbstevaluation ihrer Bedingungen und Wirkungen stärker profilieren sollte (vgl. Allert 1998, S. 40). Kritisch muss hier gesehen werden, dass wissenschaftlich verobjektivierende Herangehensweisen an das Beratungsformat Supervision hoch anspruchsvoll sind, da Supervision nach wie vor als methodisch nur begrenzt standardisierbar gilt (vgl. Dewe/Stüwe 2016, S. 40).